

## 11 Vielfalt als Ideologie? Herausforderungen und Widersprüche gesellschaftlicher Integration

---

Ausgehend von den bisherigen Erkenntnissen, insbesondere der Tendenz sozialer Systeme, ihre Stabilität und Kohärenz durch autopoietische Mechanismen und Selbstreferentialität aufrechtzuerhalten, sowie der Einsicht, dass evolutionär und (neuro-)biologisch tief verwurzelte Schemata der Humandifferenzierung, eingebettet in kulturelle Codierungen und geopolitisch zu kontextualisierende Praktiken emotionaler Markierung, nur mit erheblichem Aufwand und nicht kurzfristig transformiert werden können, stellt sich am Ende des Buches die Frage, inwiefern Vielfalt in hochkomplexen Gesellschaftsformationen tatsächlich realisiert werden kann. Im Zentrum der Diskussionen um Vielfalt und Integration in demokratischen, funktional differenzierten Gesellschaften steht die Forderung nach Anerkennung aller Identitäten und Lebensformen. Obwohl diese Forderung auf den ersten Blick progressiv und inklusiv erscheint, birgt sie ein tiefes Defizit. Darin spiegelt sich der Versuch, auf die Herausforderungen gesellschaftlicher Komplexität mit der Konstruktion einfacher, verständlicher Ordnungen zu reagieren, die ein Gefühl von Gemeinschaft und Zugehörigkeit vermitteln. Dieser Ansatz versetzt auch diejenigen, die universelle Anerkennung fordern, in eine vermeintlich moralisch überlegene Position, obwohl sie damit zwangsläufig die komplexen Bedingungen für authentische Anerkennung und Inklusion vernachlässigen. Indem sie eine ideologisierte Brille aufsetzen, die die notwendigen Bedingungen für die Transformation von Vielfalt in echten gesellschaftlichen Zusammenhalt vernachlässigt, verschärfen sie häufig die zugrunde liegenden Probleme, anstatt sie zu lösen. Dies fördert eine vereinfachte und oft realitätsferne Sichtweise auf gesellschaftliche Probleme, die einer soliden wissenschaftlichen Basis entbehrt und eher ideologisch geprägt ist, als einer kritischen und differenzierten Analyse zu folgen. Häufig ist sowohl in der Politik als auch in der Wissenschaft und in den Medien die Tendenz zu beobachten, Vielfalt und Pluralismus als unbedingte und kontextunabhängige Ideale darzustellen, ohne die eingangs hervorgehobenen *Unterscheidungen zwischen sozialer, sachlicher und zeitlicher Dimension* (siehe Kap. 2.2.1) angemessen zu berücksichtigen. Dies ist angesichts des Leids und des Drucks, den viele Menschen aufgrund unterschiedlicher Differenzierungspraktiken erfahren,

durchaus verständlich. Die utopische Forderung nach universeller Anerkennung ist jedoch sowohl naiv als auch kontraproduktiv, denn wirkliche Anerkennung erfordert vor allem zwei kostbare Ressourcen: Zeit und Authentizität. Diese Perspektive steht nicht im Widerspruch zu Diversität, Anerkennung und inklusiven Praktiken – im Gegenteil. Der wahre Wert von Anerkennung wird jedoch vollständig untergraben, wenn sie durch unrealistische Vorstellungen und ideologisch gefärbte Ansätze zur egozentrischen Selbstbestätigung und Moralisierung missbraucht wird, ohne effektive systemische Veränderungen zu bewirken. Die Annahme, dass Vielfalt automatisch zu sozialem Zusammenhalt führt, birgt einen inhärenten Widerspruch, der auf der Vermischung von sozialer und sachlicher Dimension in funktional differenzierten Gesellschaften beruht. Während sich die Sachdimension auf inhaltliche Unterschiede wie kulturelle, ökonomische oder phänotypische Merkmale konzentriert, befasst sich die Sozialdimension mit zwischenmenschlichen Beziehungen, Machtstrukturen und der Art und Weise, wie Individuen und Gruppen interagieren. Der Widerspruch entsteht, wenn die Vielfalt der Sachdimension unmittelbar mit positiven Auswirkungen auf die Sozialdimension gleichgesetzt wird, ohne die komplexen Mechanismen zu berücksichtigen, die für den Übergang von der Differenzierung zur Integration verantwortlich sind. In Wirklichkeit erfordert der Übergang von der Anerkennung der Vielfalt (Sachdimension) zur Förderung des sozialen Zusammenhalts (Sozialdimension) aktive und zielgerichtete Anstrengungen. Das bloße Vorhandensein von Vielfalt innerhalb der Sachdimension ist keine Garantie für die Entwicklung von Solidarität und Zugehörigkeitsgefühl innerhalb der sozialen Dimension. Vielmehr können kulturelle, wirtschaftliche und soziale Unterschiede, wenn sie nicht aktiv angegangen und in integrative Strukturen überführt werden, Spannungen und Konflikte fördern, die den sozialen Zusammenhalt untergraben. Das dahinter stehende normative Programm betont zentrale Werte wie Toleranz, Gleichheit und Inklusion. Es geht davon aus, dass die aktive Anerkennung und Wertschätzung von Vielfalt einen inklusiven Raum schafft, in dem Individuen ihre Identitäten frei entfalten können, was wiederum ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl und eine auf gegenseitigem Respekt basierende soziale Harmonie fördert. Diese ideologisierte Sichtweise übersieht oder unterschätzt den oben genannten Widerspruch und vermittelt eine idealisierte Vorstellung von Pluralismus und Multikulturalismus. Programme, die vorgeben, Vielfalt zu fördern, ohne die genannten Dimensionen eingehend zu untersuchen, neigen dazu, sowohl die Herausforderungen als auch die notwendigen Voraussetzungen für die Umwandlung von Vielfalt in echten sozialen Zusammenhalt zu ignorieren. Neben der Vereinfachung komplexer Realitäten, die Vielfalt auf einfache Kategorien und Identitäten reduziert und damit die Komplexität individueller Erfahrungen und die Verflechtung unterschiedlicher Diskriminierungsformen ignoriert, gibt es auch das Problem der symbolischen Politik. Diese ersetzt reale Veränderungen durch Initiativen, die sich auf symbolische Maßnahmen beschränken und strukturelle

Ungleichheiten unangetastet lassen. Darüber hinaus kann die Betonung bestimmter Formen von Vielfalt ungewollt bestehende Machtstrukturen stärken, indem nur »akzeptable« Unterschiede anerkannt und gefördert werden. Die Bevorzugung weißer, christlicher ukrainischer Geflüchteter in Deutschland in Bezug auf Arbeit, Wohnen und Asylverfahren gegenüber dunkelhäutigen Muslimen ist ein Beispiel für »akzeptable« Differenzen. Diese Präferenz spiegelt wider, wie bestimmte Differenzen innerhalb bestehender gesellschaftlicher Normen und Machtstrukturen als kompatibler angesehen werden, während andere Differenzen marginalisiert oder diskriminiert werden. Diese selektive Akzeptanz von Vielfalt zeigt, wie die Betonung bestimmter »akzeptabler« Unterschiede bestehende soziale Hierarchien verstärken kann, ohne die tieferen Ursachen von Ungleichheit und Ausgrenzung anzugehen. Die forcierte Betonung des Zwei-Genderismus (Mann und Frau) als Norm kann als weiteres Beispiel für die Beschränkung von Vielfalt auf »akzeptable« Unterschiede betrachtet werden. Dies geschieht, nachdem über einen längeren Zeitraum für eine breitere Anerkennung unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten und sexueller Orientierungen gekämpft wurde. Dabei stellt sich die Kernfrage, wer die Akzeptanz definiert (für wen »akzeptabel« und somit als Maßstab anzulegen). Ist sie für alle gültig, oder nur für die Mehrheit oder für konservative Gruppen, die ihre Macht behalten wollen? Die hier beschriebene Haltung, die mehrheitlich von den großen politischen Parteien in Deutschland vertreten wird, vernachlässigt und marginalisiert implizit nicht-binäre und LGBTQ+-Identitäten, indem sie ein enges Verständnis von Geschlecht und Sexualität fördert, das nicht die gesamte Bandbreite menschlicher Erfahrungen und Identitäten widerspiegelt. Diese Praktiken schreiben bestehende soziale Normen und Machtstrukturen fort, ohne eine umfassende Inklusion und Anerkennung aller Menschen zu gewährleisten. Sie können dies auch nicht gewährleisten, da jede gesellschaftliche Ordnung auf Reduktion von Komplexität bzw. Entropie angewiesen ist (vgl. Kap. 8.2), um Stabilität zu sichern. Selektive Akzeptanz reflektiert somit nicht bloß normative, sondern auch systemische Grenzen, die immer einer vollständigen Inklusion entgegenstehen. Die zentrale Herausforderung bleibt, soziale Anerkennung und systemische Funktionsfähigkeit in Einklang zu bringen, ohne die Dynamik komplexer gesellschaftlicher Strukturen zu überfordern. Des Weiteren kann Diversität aufgrund der gesteigerten Relevanz mitunter zur Verfolgung institutioneller oder politischer Ziele sowie zur Verbesserung des eigenen Images genutzt werden (sogenanntes Gender- und Rainbow-Washing). Dabei werden die Bedürfnisse und Rechte der repräsentierten Gruppen jedoch nicht angemessen berücksichtigt. Dies impliziert jedoch nicht, dass Bemühungen um Diversität und Inklusion per se unwirksam oder unerwünscht sind. Daher ist es erforderlich, derartige Initiativen einer kritischen Hinterfragung zu unterziehen, um sicherzustellen, dass sie authentisch sind und tatsächlich die Anliegen und Bedürfnisse der betroffenen Gruppen adressieren. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass Diversitätsbestrebungen nicht als bloße

Mittel zur Imagepflege oder zur Erfüllung oberflächlicher Quoten dienen, sondern darauf abzielen, tiefgreifende strukturelle Veränderungen herbeizuführen. Dies bedingt eine umfassende Berücksichtigung und Reflexion der in diesem Buch vielfach thematisierten Dimensionen für den jeweils betrachteten Kontext. In diesem Sinne kann eine Stärke künftiger ethnologischer und empirischer Kulturwissenschaft in der tiefgreifenden Analyse und Reflexion dieser Diversitätsdimensionen liegen. Andernfalls werden die vielschichtigen Aspekte menschlicher Differenzierung und Vielfalt vernachlässigt, was zu einer oberflächlichen Darstellung von Diversität führt. Zudem werden strukturelle Ungleichheiten und Diskriminierungen nicht thematisiert. Die Betonung von Vielfalt und das Streben nach universeller Anerkennung aller Identitäten birgt letztlich die Gefahr, bestimmte Identitäten zu privilegieren und andere zu marginalisieren, von strukturellen Herausforderungen abzulenken und sowohl integrative als auch desintegrative Wirkungen zu entfalten (Smith and Mayorga-Gallo 2017; Gündemir, Martin, and Homan 2019; E.S. Brown 2022). Andere Studien zeigen ambivalente Effekte von Diversity-Strategien, die nur auf institutionelle Labels oder Management fokussieren und verschiedene primordial codierte Diskriminierungsdimensionen möglicherweise übersehen oder gar ignorieren (Bereni, Epstein, and Torres 2020; Doane 2017; Kirby et al. 2024; Rissanen 2021; Apfelbaum, Stephens, and Reagans 2016). Die empirische Evidenz zur Ineffektivität von Diversitäts-Trainings ist mittlerweile vielfach belegt (Dobbin and Kalev 2018; Bezrukova et al. 2016; Kalev, Kelly, and Dobbin 2006). Insbesondere die Verpflichtung zur Teilnahme an Trainings kann Widerstände hervorrufen und sogar negative Einstellungen gegenüber den Zielgruppen verstärken oder hervorrufen. Andere Studien belegen, dass bei den zahlreichen Diversitäts-Trainings und -Programmen der ökonomische Profit das primäre Ziel darstellt und nicht die Emanzipation von benachteiligten Menschen (Ely and Thomas 2020). Die Ignoranz gegenüber bestehenden sozialen Ungleichheiten durch »Diversity-Blindheit« sowie symbolische, ideologisierte, moralisierende oder ökonomisch motivierte Inklusionsansätze, die ohne eine vertiefte Auseinandersetzung mit den relevanten sozialen Dimensionen nur oberflächliche Lippenbekenntnisse darstellen, erweisen sich als ineffizient. Die Annahme, dass jede Identität universell und auf allen Ebenen gleichermaßen anerkannt werden kann und sollte, vernachlässigt die begrenzten Ressourcen Zeit und Authentizität. Diese sind für ein vertieftes Verständnis und eine aufrichtige Wertschätzung unabdingbar und werden erst durch ihre Knappheit wertvoll. Zudem geht es sicher nicht um die Anerkennung »aller« Identitäten und Haltungen – wer will schon die Anerkennung faschistischer, menschenverachtender und gewaltverherrlichender Ansichten und ihrer jeweiligen Sprachrohre? Wer will wirklich die gleichwertige Anerkennung fundamentalistischer, fanatischer und rückwärtsgewandter Ideologien? Die Moralisierung und Instrumentalisierung von Diversität durch erfolgsorientierte Personen in Politik und Wissenschaft, die ideologische statt wissenschaftlicher Ansätze verfolgen, führt eher zu einer Repro-

duktion ideologischer Narrative als zu einer fundierten Analyse. Ohne ein tieferes Verständnis der Konsequenzen verbreiten diese Personen leere Phrasen und fördern eine vereinfachte Sichtweise, die wissenschaftlich nicht fundiert ist und die Komplexität der angesprochenen Dimensionen ignoriert. In einer Gesellschaft, die durch Informationsüberfluss und eine Vielzahl von Identitätsansprüchen gekennzeichnet ist, wird die Umsetzung echter Anerkennung erschwert und droht zu einer bloßen Formalität zu werden. Der Versuch, universelle Anerkennung zu institutionalisieren, kann unbeabsichtigt neue Formen des Ausschlusses schaffen, indem Kriterien festgelegt werden, die bestimmte Gruppen bevorzugen und eine Hierarchie der Anerkennungswürdigkeit schaffen. Die gut gemeinte Vision einer universellen Anerkennung scheitert schließlich an der Realität, dass bestimmte Identitäten de facto als »gleicher« angesehen werden. Dies zeigt die Grenzen einer Gesellschaft auf, in der alle Identitäten gleichermaßen anerkannt werden sollen.

Die Debatte um die gendergerechte Sprache sowie die damit einhergehende Forderung nach deren Implementierung als Instrument für die Förderung von Inklusion und gerechteren Verhältnissen reflektiert die Komplexität der Gestaltung von Vielfalt. Obgleich die Einführung einer gendergerechten Sprache viele emanzipatorische Effekte mit sich bringen kann und mit dem lobenswerten Ziel verbunden ist, Vielfalt und Gleichheit zu fördern, zeigt sich, dass die Realisierung dieser Ideale nicht als zwingend vorgegeben oder als Garant für die Schaffung inklusiverer und gerechterer Verhältnisse angesehen werden kann. In hochkomplexen und dicht vernetzten Sozialbeziehungen ist es praktisch unmöglich, dass jede Person und jede Gruppe in ihrer vollen Besonderheit berücksichtigt wird, ohne das System zu überlasten. In der Organisation komplexer Systeme müssen zahlreiche Details auf generalisierten Ebenen der Interaktion als irrelevant oder zumindest als nicht unabdingbar betrachtet werden. Der Aufbau organisierter Komplexität ist lediglich durch das kontrollierte Management der Relevanz von Details sowie deren Vereinfachung in Formen der Interaktion zwischen Subsystemen möglich. Dies wird in der Theorie der Komplexität als das Prinzip des »optimalen Verlusts von Details« bezeichnet (Willke 2014b, 26). Dies bedeutet jedoch nicht, dass normative Forderungen nach Inklusion und Anerkennung, etwa durch inklusivere Sprachformen, an Bedeutung verlieren. Vielmehr zeigt sich hier die Spannung zwischen idealen Ansprüchen und den praktischen Grenzen hochkomplexer Systeme, wobei kein absolutes »Richtig« oder »Falsch« existiert. Die Balance zwischen systemischer Effizienz und einer möglichst umfassenden sozialen Inklusion erfordert einen dynamischen Prozess, der aktive Mitgestaltung durch die Mehrheit voraussetzt. Gleichzeitig darf die Steuerung nicht durch triviale Vereinfachungen ihrer inhärenten Komplexität gefährdet werden. Um die Effektivität der Realisierung von Vielfalt und Gleichberechtigung zu gewährleisten, ist ein umfassendes Verständnis der betreffenden Dynamiken sowie eine sorgfältige Bewertung der Auswirkungen und Beschränkungen sprachlicher Modifikationen erforderlich. Sprachliche Anpassun-

gen und das Streben nach Emanzipation sind ohne Zweifel als positiv zu bewerten. Gleichwohl sollte ihre Wirkung nicht vorschnell als universelle Lösung missverstanden werden. Die Einführung einer gendergerechten Sprache zielt auf die Realisierung von Gleichberechtigung und Vielfalt ab, stößt jedoch auf praktische, linguistische und ideologische Hindernisse und Herausforderungen. Insbesondere der moralisierende Zwang zu bestimmten sprachlichen Formen erzeugt Ablehnung und Verachtung, statt Anerkennung und Wertschätzung. Soziale Systeme können nicht durch ideologisierten Zwang *trivialisiert* werden, d. h. von *außen mit Imperativen oktroyiert* werden (vgl. Kapitel 2). Allerdings können emanzipatorische Bestrebungen durch sachliche Kommunikation langfristig Schemata verändern. Eine unzureichende Berücksichtigung der zu differenzierenden Dimensionen birgt das Risiko, eine simplifizierte und oft realitätsferne Sichtweise auf gesellschaftliche Problematiken zu etablieren, was eine Verschärfung der zugrunde liegenden Probleme zur Folge haben kann. Bei der Betrachtung der zu berücksichtigenden Dimensionen ist zunächst zwischen den inhaltlichen Differenzen (Sachdimension), den Beziehungen sowie Kommunikationen zwischen einzelnen Akteuren und Ebenen (Sozialdimension) zu unterscheiden. Wie bereits in Kapitel 2.2.1 dargelegt, manifestiert sich die Komplexität der Humandifferenzierung in funktional differenzierten Gesellschaften nicht nur in der Vielzahl sozialer Rollen und Funktionen, sondern auch in den vielfältigen *Identifikationsmöglichkeiten*. Diese bieten Individuen und Gruppen scheinbar klare Orientierungspunkte innerhalb dieser komplexen Strukturen, auch wenn diese Identifikationen zuweilen uneindeutig oder hybrid sein mögen. Sie transzendieren traditionelle Kategorien und generieren neue Formen der Zugehörigkeit. In der Konsequenz erfüllen Vorstellungen von ethnischen, kulturellen, genderbezogenen und nationalen Identitäten – auch – eine *integrative Funktion*. In durch funktionale Differenzierung geprägten Gesellschaften des Westens tragen sie über die reine Funktionsteilung hinaus zur Schaffung sozialer Ordnung bei, wenngleich dies auf den ersten Blick als Unordnung erscheint, wie im Falle von Genderidentifikationsmöglichkeiten. Diese Identitäten verleihen sowohl individuellen als auch kollektiven Identitäten einen übergeordneten Sinn und stiften ein übergeordnetes Zugehörigkeitsgefühl, etwa in Form von »Dafür-Sein« oder »Dagegen-Sein«. Die Berücksichtigung der *Zeitdimension* und der *anthropologischen Dimension*, verknüpft mit geopolitischen Dynamiken, offenbart die historischen Ursprünge und globalen Einflüsse, die gegenwärtige Diskurse und Differenzierungspraktiken formen. Ereignisse wie Dekolonisationskriege, die Etablierung der US-Hegemonie (siehe Kapitel 10), die neoliberale Ordnung sowie Migrationsbewegungen (siehe Kapitel 9) und die ungleiche globale Ressourcenverteilung prägen maßgeblich die gegenwärtigen Formen der Humandifferenzierung. Diese historischen Faktoren beeinflussen die Wahrnehmung gesellschaftlicher Differenz, die Mechanismen der Inklusion und Exklusion sowie die Reaktionen auf gegenwärtige Herausforderungen. Historische Kontinuitäten, Wandlungsprozesse

und Brüche prägen die Praktiken der Humandifferenzierung in entscheidender Weise und manifestieren sich in kulturellen Codes, welche Bedeutungen zuweisen. Die anthropologische Dimension findet ihren Ausdruck im Konzept der Schemata (siehe Kapitel 6). Die Ausarbeitung von Differenzierungspraktiken zu Schemata der (In)Differenz im Rahmen kultureller Codierungen basiert auf evolutionär-biologischen sowie psychologisch-anthropologischen Grundlagen menschlicher Wahrnehmung und betont sowohl die Unmittelbarkeit als auch die Grenzen der menschlichen Informationsverarbeitung. Die Integration dieser Erkenntnisse in das Verständnis von Humandifferenzierung erlaubt einen umfassenden und wirklichkeitsnahen Blick auf die Funktionsweisen sozialer Systeme. Dies erlaubt ein vertieftes Verständnis darüber, wie soziale Systeme Diversität und Pluralismus verarbeiten und unter welchen strukturellen Bedingungen Anerkennung und Inklusion möglich sind. Aus evolutionär-biologischer Perspektive lassen sich Erkenntnisse über angeborene Mechanismen der Wahrnehmung gewinnen, die die Erkennung und Kategorisierung von Unterschieden beeinflussen. Diese prädisponierten Neigungen spielen eine zentrale Rolle bei der Konstruktion und Anwendung von Differenzschemata durch soziale Systeme, wobei sie eine wesentliche Grundlage für das Management von Komplexität sowie die Etablierung sozialer Ordnungen darstellen. Aus psychologisch-anthropologischer Perspektive wird ersichtlich, dass kulturell geprägte Wahrnehmungsmuster die Konstitution von Differenzschemata und Identitätskonstruktionen maßgeblich beeinflussen. Dabei wird deutlich, dass individuelle und kollektive Erfahrungen von Differenz und Zugehörigkeit durch kognitive und emotionale Prozesse geformt werden, welche wiederum die soziale Integration und den Umgang mit Vielfalt maßgeblich beeinflussen. Eine Vernachlässigung dieser Aspekte führt unweigerlich zu Kulturkämpfen, da das Beanspruchen von absolutem Wissen in einem derart komplexen Kontext als Angriff auf die Vielfalt der Meinungen und Perspektiven wahrgenommen wird. Wenn ein solcher Kampf um Anerkennung in Gang gesetzt wird, kann dies zu einer *Verachtung werden, die sich epidemisch ausbreitet* und dazu führt, dass die zahlreichen Anwärter auf Anerkennung sich gegenseitig überfordern und die Masse der Menschen fälschlicherweise als ein Subjekt verwechseln (Sloterdijk 2000, 31). Ideologisch geprägte Kulturkämpfe spiegeln nicht nur diverse soziale Konflikte wider, sondern auch die Konstruktion von Meinungen sowie die Überzeugung, auf der moralisch »richtigen« Seite zu stehen. Diese Auseinandersetzungen sind durch den Übergang von einer ontologischen Differenzkultur, wie sie in der Ständegesellschaft und anderen historischen Kontexten mit hierarchisch definierten Beziehungsmodellen vorherrschte, zu einem egalitären Axiom gekennzeichnet. Dies impliziert die Annahme, dass bestehende Unterschiede irrelevant sind. Das Streben nach Anerkennung innerhalb einer durch erzwungene Gleichförmigkeit charakterisierten Masse, welches ideologisch motiviert ist, führt nicht zur gewünschten Anerkennung und Wertschätzung. Der Versuch, eine derartige Gleichförmigkeit universell

zu etablieren, ist zum Scheitern verurteilt, da der Wunsch nach universeller Anerkennung durch die Forderung nach Homogenität selbst untergraben wird (vgl. ebd., S. 88). Auch in liberalen Demokratien stellt die Humandifferenzierung eine unvermeidbare Realität dar, obgleich eine universell gültige Gleichbehandlung aller Individuen angestrebt wird. Der Zwang zur Gleichförmigkeit resultiert in einer Verringerung der Anerkennung und Wertschätzung individueller sowie kollektiver Identitäten und begünstigt eine Kultur der Indifferenz. Eine lediglich oberflächlich interpretierte Vielfaltsideologie, die sich durch eine unzureichende Reflexion der erwähnten Dimensionen auszeichnet, trägt zur Förderung einer Kultur der Gleichgültigkeit bei. Moralische Anerkennungsforderungen, die auf Gleichgültigkeit stoßen, erzeugen mitunter eine toxische Verachtung. Empowerment und Anerkennung können nicht durch Bevormundung, sondern müssen durch das Fördern von Selbstbestimmung und Eigenverantwortung entstehen, wie Studien belegen. Eine Bevormundung kann das Gegenteil bewirken, indem sie Widerstand und Frustration hervorruft. Dies lässt sich durch partizipative Ansätze vermeiden, bei denen Menschen aktiv in Entscheidungsprozesse involviert werden. Dadurch wird eine gesteigerte Motivation sowie eine stärkere Verinnerlichung der angestrebten Ziele erreicht (Toubøl and Gundelach 2023). Ideologisch geprägte Forderungen verkennen, dass das Streben nach einem egalitären Ideal kontraproduktiv wirken kann. Es besteht die Möglichkeit, dass Gruppen entstehen, die aus Neid und Angst vor Anerkennungsverlust die alten ontologischen Hierarchiepraktiken auf eine verzerrte Art neu beleben. Die Akzeptanz eigener Schemata der (In)Differenz stellt nach vorliegender Perspektive eine grundlegende Voraussetzung für die Realisierung von echter Vielfalt und Inklusion dar. Die Auseinandersetzung mit Vielfalt wirft Fragen bezüglich ihrer Eingliederung in soziale Systeme auf und regt zu einer kritischen Betrachtung ihrer Möglichkeiten und Grenzen an. Um eine effektivere Integration von Vielfalt zu erreichen, ist eine aktive Gestaltung sozialer und politischer Rahmenbedingungen erforderlich. Diese sollten die Beseitigung von Barrieren und die tatsächliche Partizipation aller gesellschaftlichen Gruppen ermöglichen, wobei jedoch eine realistische Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen vorgenommen werden muss, um eine überzogene, utopische Zielsetzung zu vermeiden. Der Begriff »realistisch« bezieht sich auf die in der systemisch-anthropologischen Perspektive herausgearbeiteten Dimensionen der Humandifferenzierung, die für den jeweils betrachteten Kontext Gültigkeit besitzen. Die Implementierung gut gemeinter Slogans und Aktionen ist nicht ausreichend, um tiefgreifende Systemveränderungen herbeizuführen. Ein ganzheitlicher Ansatz, der die vernetzten Dimensionen der Humandifferenzierung berücksichtigt, ist erforderlich, um in spezifischen Kontexten langfristige emanzipatorische Effekte zu erzielen, ohne dabei die Komplexität sozialer Systeme zu vernachlässigen. Dazu ist es erforderlich, die komplexen Wechselwirkungen zwischen biologischen, psychologischen, kulturellen, ökonomischen, geopolitischen und historischen Fak-

toren zu berücksichtigen. Ein tiefgreifendes Verständnis dieser Dimensionen ist unerlässlich, um effektive Strategien zu entwickeln, die zum Abbau struktureller Barrieren und zur nachhaltigen sozialen Transformation beitragen. Soziale Systeme sind in ihrer Komplexität zu erkennen und zu berücksichtigen. Diesbezüglich sind einfache Lösungen oder oberflächliche Gesten zu vermeiden, da diese den Ursachen von Diskriminierung und Ausgrenzung nicht gerecht werden. Echte Veränderungen erfordern eine kritische Hinterfragung und Dekonstruktion der Mechanismen der Humandifferenzierung, einschließlich der Reflexion eigener Vorurteile und der aktiven Auseinandersetzung mit Machtstrukturen, welche soziale Ungleichheiten fortschreiben und verfestigen. Die bloße Präsenz von Vielfalt führt nicht automatisch zu verstärktem gesellschaftlichem Zusammenhalt. Vielmehr sind kontinuierliche und vor allem langfristige Bemühungen erforderlich, um bestehende Ungleichheiten zu überwinden und Verständnis sowie tatsächliche Wertschätzung zu fördern.